

Einleitung

Wichtig ist nicht nur, worüber wir sprechen, sondern auch, wie und warum wir sprechen. Oft ist dieses Sprechen über ›das Andere‹ auch eine Maske, ein tyrannisches Sprechen, das Lücken und Abwesenheiten verdeckt, den Raum, in dem unsere Worte wären, wenn wir sprechen würden, wenn es still wäre, wenn wir dort wären.

(hooks 1996, S. 154f.)

Der Pluralitätsgedanke gehört zum Fundament demokratischer Gesellschaften. Die Ermöglichung eines freien gesellschaftlichen Zusammenlebens hat sich auf rechtlicher Ebene von dem in den Grundrechten verankerten Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz bis hin zu den Verboten von Diskriminierung des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) entwickelt. Auch für pädagogische Zusammenhänge stellt sich die Frage nach der Gewährleistung dieses normativen Grundsatzes: Wie lässt sich im Kontext pädagogischer Zusammenhänge Diskriminierung vermeiden? Bzw. positiv formuliert: Wie lässt sich die Förderung und Vermittlung eines Zusammenlebens in Vielfalt pädagogisch gestalten? Die Diversity-sensible Kinder- und Jugendhilfe hat sich dieser sehr grundsätzlichen Frage verschrieben und ist darum bemüht, den Kindern und Jugendlichen ein Aufwachsen in einer die Pluralität grundsätzlich anerkennenden Weise zu ermöglichen.

Im Kontext von Diversity-Ansätzen ist Vielfalt damit zum Ausgangspunkt einer professionellen normativen Reflexion geworden. Erscheint auf rechtlicher Ebene das Diskriminierungsverbot noch relativ eindeutig, geht eine an Vielfalt orientierte Pädagogik über ein Verbot hinaus, steht sie doch vor so grundsätzlichen Fragen wie: Wie können pädagogische Verhältnisse un-

ter der Berücksichtigung von Vielfalt konkret ausgestaltet werden? Wie kann man dem pädagogischen Gegenüber Diversity-sensibel gerecht werden? Wie muss ein professionelles Selbst beschaffen sein, das das Gegenüber im Sinne der Vielfalt anerkennt und nicht abwertet oder ausgrenzt? Solche Fragen scheinen seit den 2010er-Jahren noch mal dringlicher, machen doch rechtspopulistische Bewegungen Stimmung gegen den Pluralitätsgedanken, und auch der damit verbundene Gleichheitsgedanke geschlechtlicher, kultureller oder sexueller Vielfalt wird in neuer und offener Form wieder infrage gestellt (vgl. Geiselberger 2017). Diese jüngere Entwicklung steht einem grundsätzlichen gesellschaftlichen Liberalisierungsprozess seit den 1960er-Jahren diametral entgegen, im Zuge dessen Vielfalt, Heterogenität, Differenz und Andersheit nicht nur als programmatische Formeln enorm an Bedeutung gewonnen haben: »Wahrhaftig, alle Welt scheint sich für die ›Differenz‹ ins Zeug zu legen [...]« (hooks 1996, S. 83), stellte bell hooks in den 1990er-Jahren im Hinblick auf die Theorieentwicklungen, die sich um das Andere formieren, erstaunt fest. So scheint es heute eigentlich selbstverständlich, Identität als vielfältig, kontingent und grundsätzlich vom Anderen her kommend zu begreifen, anstatt sie auf ein essenzielles Wesen zurückzuführen:

Wenn es uns (oder jedenfalls manchen oder vielen von uns) heute selbstverständlich erscheint, dass sexuelle Identität sich nicht aus irgendeinem vorgegebenen ›Wesen‹ der Frau oder des Mannes ergibt oder dass kulturelle Identität nicht in der natürlichen Substanz des Blutes oder des Volksgeistes wurzelt, sondern dass diese und andere Identitäten, sofern sie sich überhaupt stabilisieren lassen, von den sie konstituierenden Differenzen unweigerlich bewohnt und insofern in sich gespalten, nicht-identisch bleiben, so verdankt sich das nicht zuletzt dem Prozess der Umwertung, der sich im Denken des 20. Jahrhunderts vollzogen hat. (Lüdemann 2011, S. 48)

Trotz dieser kulturellen Entwicklung hin zu einem Denken der Differenz, wie es Susanne Lüdemann für das 20. Jahrhundert konstatiert, ist zugleich eine gewisse Skepsis bezüglich der Produktivität der Differenzdebatten zu beobachten, die sich in dem vorherigen Zitat von bell hooks bereits andeutete; ein diese Entwicklungen begleitendes ambivalentes Gefühl, das die Protagonist_innen der Debatten um *gender*, *class* und *race* zum Teil selber zu beschleichen scheint: Inwiefern reichen solche Begriffe heute noch über den Status von leeren Schlagworten und Bekenntnisfloskeln hinaus? Differenz und Heterogenität etwa, so Barbara Rendtorff im Hinblick auf die wissenschaftlichen Debatten, seien heute aufgrund ihres selbsterklärenden Gebrauchs eher in

verkürzender und banalisierender Verwendung anzutreffen (vgl. Rendtorff 2014, S. 115). Andere wiederum betrachten die Konjunktur des Differenzbegriffs längst als Ausdruck einer fortschreitenden kapitalistischen Wirtschaftsweise, innerhalb derer Differenz und Andersheit als Produktivfaktoren entdeckt wurden (vgl. Zupančič 2006, S. 174; Soiland 2009, S. 17). Vielfalt oder Verschiedenheit gelten einer solchen Lesart zufolge kaum noch als Ausdruck einer unangepassten Andersheit gegenüber der gesellschaftlichen Ordnung, sie erscheinen eher als Anpassung an einen »neuen Geistes des Kapitalismus« (Boltanski und Chiapello 2003) und damit als Konformität.

Ein solches Unbehagen drückt sich besonders in der kritischen Betrachtung des Schlagworts Diversity aus. Dessen Nähe zum Ökonomischen ist anders als beim Differenzbegriff kaum zu übersehen: In Form eines Diversity Management ist das Feld der Antidiskriminierung als profitables Geschäftsmodell entdeckt worden. Betrachtet man die sozialpädagogischen Diskussionen um Diversity-Ansätze sowie die Aussagen der für diese Arbeit befragten Diversity-geschulten Fachkräfte aus der Kinder- und Jugendhilfe, zeigt sich jedoch, dass hier unter Diversity-Ansätzen und unter Diversity-Sensibilität insbesondere Gerechtigkeitsideale verhandelt werden. Eine ökonomische Vereinnahmung von Differenz und Vielfalt wird dezidiert abgelehnt. Sowohl der sozialpädagogische Fachdiskurs als auch die interviewten Fachkräfte aus der Praxis setzen sich leidenschaftlich und mit viel Engagement für einen gerechten Umgang mit Vielfalt ein.

Dieser Einsatz für Gerechtigkeit ist für Kontexte der Sozialen Arbeit einerseits keineswegs neu, ist Soziale Arbeit doch seit ihrer Etablierung immer wieder von einem Hilfe- und Gerechtigkeitsidealismus begleitet. Als eine Form der Beziehungsethik, die der vielfältigen und einzigartigen Wirklichkeit des Gegenübers gerecht werden möchte, steht Diversity-Sensibilität historisch gesehen innerhalb einer weiblich-mütterlichen Subjektgeschichte.¹ Diese These mag zunächst anachronistisch erscheinen, geht es bei der Diversity-Sensibilität doch darum, insbesondere auch die eigenen geschlechtsspezifischen Annahmen und Vorurteile zu reflektieren. Gerade die Vermeidung von Geschlechternormen und Geschlechterstereotypen ist es, die mit der Diversity-Sensibilität beabsichtigt wird. Dennoch: Die Adressat_innen in ihrer »Verschiedenartigkeit« (Salomon 2004d, S. 298),

1 Mit »weiblich« ist in lacanianischer Perspektive keine biologische Entität gemeint, sondern eine symbolisch verfasste Begehrensposition. In der vorliegenden Arbeit wird diesem Verständnis gefolgt.

in ihren individuellen Bedürfnissen (Salomon 2004d, S. 309) jenseits von Vorurteilen wahrzunehmen, ist als Beziehungsethik historisch gesehen in einer weiblich-mütterlichen Dimension der Erziehung situiert worden. In der Sozialpädagogik sowie der Sozialarbeit wurde die Bezugnahme auf die Mannigfaltigkeit des Gegenübers jenseits allgemeiner und schematischer Raster traditionell in die Hände einer weiblichen Sittlichkeit gelegt, die aus einem vermeintlich mütterlichen Wesen der Frau abgeleitet wurde.

Andererseits ist Diversity-Sensibilität sicherlich kaum widerspruchslös in eine solche mütterliche Tradition (sozial-)pädagogischer Beziehungsphantasien zu stellen. Nicht nur, weil sie sich gerade gegen die Vorstellung wendet, eine normative Orientierung an Vielfalt lasse sich aus einem weiblich-mütterlichen Wesen heraus kultivieren. Sondern auch, weil die Orientierung an der Mannigfaltigkeit alles Lebendigen, wie sie etwa von Alice Salomon proklamiert wurde, relativ umstandslos an die Aufgabe einer Überwachung und Einhaltung der (eben auch patriarchalen) Sitten geknüpft wurde. Das Anliegen, der Pluralität und Singularität des Gegenübers gerecht zu werden, war zu Salomons Zeiten in einer bürgerlich-patriarchalen Ordnung aufgehoben, für die auch die gerechtigkeitsengagierten Fürsorgerinnen immer wieder eine Hüterinnenfunktion übernahmen. Das Diversity-Anliegen von heute ist geradezu konträr dazu: Es zielt ganz im Gegenteil darauf, eine solche Normen- und Werteordnung aufgrund ihrer ausgrenzenden und abwertenden Effekte zu überwinden. Das Auftauchen der Diversity-Ansätze wird daher erst im Kontext der Wohlfahrtsstaatskritik verstehbar, die im Zusammenhang mit den erwähnten Liberalisierungsprozessen seit den 1970er-Jahren die wohlfahrtsstaatliche Tradierung und Durchsetzung einer bürgerlichen Normen- und Werteordnung durch Soziale Arbeit in den Fokus nimmt. Diversity-Ansätze kritisieren die Orientierung Sozialer Arbeit an rigiden Norm- und Abweichungslogiken, da diese zahlreiche vielfältige Lebensrealitäten als abweichend und als defizitär stigmatisieren und entsprechend ausgrenzen. Dagegen knüpfen Diversity-Ansätze an verschiedene bewegungspolitische Anliegen an, wie sie in den 1970er- und 1980er-Jahren gesellschaftlich relevant wurden, und setzen sich an diese anschließend für eine Sensibilität gegenüber den vielfältigen Lebensentwürfen und Lebensrealitäten der Adressat_innen ein.

Die Diversity-Normativität und ihre Forderung der Anerkennung von Vielfalt stehen damit innerhalb einer so grundlegenden Kritik an der Funktion Sozialer Arbeit für die Reproduktion einer bürgerlich-patriarchalen Normen- und Werteordnung, dass die Frage, welche Normen und Werte

überhaupt noch für eine Soziale Arbeit denkbar sind, die nicht auch Bestandteil der Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen ist, heute nicht mehr ohne Weiteres zu beantworten ist. Als Ausdruck einer »Krise der Repräsentation« (Casale 2016; für die Sozialpädagogik Lütke-Harmann 2016), zeichnet sich die Diversity-Normativität zudem dadurch aus, dass sie eine solche Reproduktion einer machtförmigen bürgerlichen Normen- und Werteordnung insbesondere in den Mikropolitiken eines pädagogischen Alltagsgeschäfts verortet: in den Praktiken und Interaktionen der sozialisierten Fachkräfte. Aus diesem Grund kommt dem Selbst der Fachkräfte bezüglich des Gerechtigkeitsanliegens der Vielfalt eine besondere Aufmerksamkeit zu: Dieses Selbst ist es, das einerseits zum Dreh- und Angelpunkt von Ausgrenzung und Abwertung von Vielfalt wird und das andererseits ein Zusammenleben in Vielfalt potenziell ermöglichen kann und soll. Folglich bildet diese Annahme den Anlass einer professionellen Bearbeitung des eigenen Selbst, die Reflexion dieses Selbst soll die Diversity-sensible und damit gerechte Bezugnahme auf das pädagogische Gegenüber ermöglichen.

Selbstreflexion kann dabei ebenfalls zunächst kaum als neues Phänomen gelten, sondern stellt eine klassische Dimension pädagogischer Professionalität dar. Die Frage nach den persönlichen Anteilen der Professionellen, wie diese in die Arbeit und die Beziehung zu den Adressat_innen eingehen und wie sie so reflektiert werden können, dass eine professionelle pädagogische Beziehung gelingt, verweist einerseits auf eine grundlegende professionstheoretische Frage, andererseits wird auch Selbstreflexion gegenwärtig vor dem Hintergrund einer neuen Konstellation virulent. Parallel zu der beschriebenen Sensibilität für das Wirken von Normen im professionellen Alltag taucht Diversity-Sensibilität im Kontext eines wachsenden Markts an Selbstreflexionsangeboten auf, die nicht nur die Diversity-Reflexion betreffen: Trainings, Coachings, Beratung und Fortbildungen gewinnen für pädagogische Zusammenhänge immer mehr an Bedeutung (Goehlich 2011) und prägen die professionelle Praxis zunehmend. Dieser regelrechte Boom an Reflexionsangeboten ist in seinen Auswirkungen auf die Ausgestaltung pädagogischer Beziehungen bisher kaum beforscht.

Im Anschluss an diese beiden Überlegungen, die neue Sensibilisierung für Machtverhältnisse im pädagogischen Alltag einerseits sowie die neuen Fokussierungen und professionellen Bearbeitungsweisen des Selbst andererseits, lässt sich fragen, welche Gestalt die Selbstverhältnisse der Fachkräfte, insbesondere aber auch die damit verbundene Ausgestaltung der pädagogischen Beziehung, unter dem Gerechtigkeitsanliegen der Diversity-Sensibilität an-

nehmen. Das Unbehagen an Diversity, das auch die vorliegende Analyse formuliert, gilt somit weniger den direkten Phänomenen einer ökonomischen Inwertsetzung von Vielfalt im Sinne eines »difference sells« (Mecheril 2007), sondern jenen veränderten Selbst- und Beziehungsphantasien, wie sie sich unter selbstreflexiver Anleitung im Kontext von Diversity-Sensibilität als einem Gerechtigkeitsideal formieren.

Zum Vorgehen

Ausgehend von der Beobachtung, dass sich Diversity-geschulte Fachkräfte aus der Kinder- und Jugendhilfe mit Diversity-Sensibilität als einem Gerechtigkeitsideal leidenschaftlich identifizieren, wird der Fokus der Studie auf das Begehren gelegt, das sozialpädagogische Fachkräfte an Diversity-reflexive Beziehungsphantasien heften. Zwei theoretische Zugänge sind für die folgende Analyse leitend: Jacques Lacans sprachtheoretisch-psychoanalytische Theorie des Begehrens sowie eine feministische Theorieperspektive auf das Begehren. Diese feministisch-lacanianische Anlage der Forschungsarbeit wurde erst im Laufe des Forschungsprozesses in Auseinandersetzung mit den Interviews Diversity-geschulter Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe entwickelt. Diversity-Sensibilität wird von den interviewten Fachkräften über die professionelle Identität hinaus zu einem ganz persönlichen Anliegen gemacht, das von der eigenen Person ausgeht und von dort aus auch das berufliche Handeln orientieren soll. Dieser Befund war es, der erst zu der Frage nach dem Begehren führte und von dem aus eine an Lacan angelehnte Analyse erfolgte.

Mit der gewählten psychoanalytischen Theorieperspektive geraten nicht nur die inhaltlich proklamierten normativen Absichten und Gerechtigkeitsziele in den Blick. Sondern das Interesse gilt der psychischen Unterseite dieser Gerechtigkeitsideale: den Beweggründen, den Phantasien, den Verheißungen und Wünschen, die die Fachkräfte an die Vorstellung einer Diversity-sensiblen sozialpädagogischen Beziehung knüpfen. Die lacanianische Psychoanalyse konzipiert solche Phänomene über den Begriff des Begehrens, mit dem weniger ein sexuelles Begehren im engeren Sinne angesprochen ist, sondern der in einem grundsätzlicheren Sinn verwendet wird. Anstelle der Auffassung einer rein biologischen Triebnatur wird er von Lacan symboltheoretisch fundiert. Grundlage der vorliegenden Studie bildet die Annahme, dass pädagogische Beziehungen maßgeblich über diese Dimension des Begehrens strukturiert werden. Das Begehren ist einerseits etwas radikal Singuläres, für

jedes Individuum Einzigartiges. Zugleich ist es das Begehren – allgemein verstanden als Modus der Bearbeitung der unmöglich zu beantwortenden Frage, was der andere von mir will –, welches die Individuen in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse psychisch-symbolisch einbindet. Im Hinblick auf pädagogische Beziehungen zeigt sich dies in gesellschaftlich bedeutsam gewordenen ödipalen Allmachtsphantasien, wie der Strukturierung sozialpädagogischer Beziehungen entlang väterlich-patriarchaler Autoritätsfiguren oder, besonders relevant für Soziale Arbeit, in mütterlichen Allmachtsphantasien, wie sie innerhalb ödipal-patriarchaler Gesellschaften entstanden sind.

Eine feministische Theorieperspektive ist für die Frage nach dem Begehren in pädagogischen Beziehungen aufgrund dieser ödipal-patriarchalen Verfasstheit des Begehrens zentral, sie kann im Besonderen für die Diversity-sensible Beziehungsphantasie als unumgänglich gelten, da, wie bereits argumentiert, derartige Beziehungsethiken in der Sozialen Arbeit eine geschlechtsspezifische Geschichte vorweisen. Zugleich bedarf es einer zeitdiagnostischen Verortung der Diversity-Sensibilität und der damit verbundenen sozialpädagogischen Beziehungsphantasien. Die Lacan-Rezeption hat gerade im Hinblick auf gegenwärtige veränderte Subjektstrukturen in den letzten Jahren eine produktive Debatte hervorgebracht, die in der vorliegenden Arbeit ebenfalls herangezogen wird. So fokussieren lacanianische Zeitdiagnosen insbesondere auf die subjekttheoretischen und gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich aus der Erosion eines Glaubens an einen »großen Anderen« in der Krise der Repräsentation ergeben. Die Kritik an einer rigiden, bürgerlich-patriarchalen Normen- und Werteordnung, wie sie durch 1968 und anschließend durch verschiedene soziale Bewegungen forciert wurde, bricht nämlich auch mit der väterlichen Funktion des ödipalen Subjektmodells. Lacanianische Zeitdiagnosen diskutieren neuere, postödipale Subjektformen, die nicht länger auf einer väterlich-patriarchalen Autorität und ihrer Funktion der Normen- und Wertevermittlung beruhen. In der Abschwächung einer rigiden und ausgrenzenden Normen- und Werteordnung erkennen sie jedoch nicht nur ein befreiendes Moment, sondern auch eine Kehrseite, die sich in dem Ruf nach einem neuen Herrn manifestiert (vgl. Lacan 2007, S. 207f.), in einem scheinbar von innen kommenden »Genießebefehl« (vgl. u.a. Žižek 2001; McGowan 2004; Zupančič 2006; Copjec 2006; Soiland 2018).

Die vorliegende Studie bezieht diese Gegenwartsanalysen mit ein und diskutiert die Ergebnisse der Analyse zu Diversity-sensiblen sozialpädago-

gischen Beziehungsphantasien explizit vor dem Hintergrund der postödpalen Gesellschaftskonstellation. Mit der vorliegenden Studie und der gewählten feministisch-lacanianischen Perspektive auf das Begehren ist somit auch der Versuch einer Antwort auf zwei theoretische Leerstellen verbunden: Zum einen ist mit ihr eine theoretische Verschiebung gegenwärtiger machttheoretischer Diversity-Ansätze um die Dimension des Begehrens beabsichtigt. Zum anderen gilt sie dem Anliegen, mit der Analyse des empirischen Materials zu Diversity-Sensibilität die Bedeutung der gegenwärtigen postödpalen Subjektkonstellation für pädagogische Beziehungen auszuloten.

Aufbau der Studie

Für die vorliegende Studie wurden problemzentrierte Interviews mit Fachkräften aus verschiedenen Feldern der Kinder- und Jugendhilfe geführt, die sich selber als Diversity-geschult bezeichnen. Sie wurden dazu befragt, welche Rolle Diversity in ihrem professionellen Alltag spielt. Der Umgang mit Diversität und Vielfalt gehört mittlerweile zum festen Bestandteil der meisten Curricula sozialpädagogischer Studiengänge, insbesondere findet er jedoch auch über Trainings- und Fortbildungsangebote Eingang in die sozialpädagogische Praxis. Hierüber erfolgte auch der Feldzugang: Es wurden solche Fachkräfte interviewt, die bereits an einem Training oder einer Fortbildung zu Diversity teilgenommen hatten.

Vorangestellt wird dieser Anlage der Forschungsarbeit die Diskussion der gegenwärtigen Fachdebatte um Diversity-Ansätze (Kapitel 1). Die Diversity-Ansätze und ihr Macht- und Subjektverständnis werden anhand zweier für die Diskussion zentraler theoretischer Perspektiven erörtert, einer sozialkonstruktivistischen Perspektive und einer dekonstruktiv orientierten Perspektive. Von dort ausgehend formuliert die Arbeit eine Kritik an den damit einhergehenden macht- und subjekttheoretischen Engführungen.

Anschließend wird in Kapitel 2, ausgehend von einer ersten Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial, das theoretische, methodologische und methodische Analyseraster im Anschluss an feministisch-lacanianische Perspektiven auf das Begehren entwickelt (Kapitel 2). Das Subjekt wird darin als Begehrendes theoretisch bestimmt und Diversity-Sensibilität als spezifisch sozialpädagogische Beziehungsphantasie disziplingeschichtlich verortet. Die methodologischen Prämissen sowie die methodische Umsetzung in Form einer Analyse der Rhetorik werden in Anlehnung an lacanianisch-literaturwissenschaftliche Analysen zum Begehren entwickelt.

Kernstück der Arbeit bildet die Analyse der Rhetorik der Interviews (Kapitel 3). Wird in Kapitel 2 bereits ein kleiner Einblick ins Material gewährt, der die Relevanz der Begehrnsdimension für die interviewten Fachkräfte veranschaulicht, erfolgt hier die eigentliche Analyse des Interviewmaterials. In einer ersten Annäherung werden die allgemeinen Bestimmungsversuche von Vielfalt daraufhin untersucht, von welcher Rhetorik sie abgestützt werden. Danach werden die Diversity-sensiblen Beziehungsphantasien anhand von drei ausgewählten Interviews weiterführend analysiert.

Zuletzt erfolgt eine theoretische, disziplingeschichtliche und zeitdiagnostische Diskussion der Ergebnisse (Kapitel 4), in der die postödipale sowie geschlechtsspezifische Dimension sozialpädagogischer Diversity-sensibler Beziehungsphantasien herausgearbeitet wird. Die Arbeit schließt mit einem Fazit und Ausblick ab.

